

Nr. 263 — Bydgoszcz / Bromberg, 17. November — 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(3. Fortsetzung.) —

Das fahle Licht aus den Fenstern des Gasthauses verlischt, der enge Lichtkreis um die blinde verstaubte Lampe vor der Tür ist der einzige helle Punkt in der tiefen Finsternis der Nacht. „Gehen wir jetzt, bevor es Morgen wird. Mein mutmaßlicher Verfolger ist mir entwischt. Oder vielleicht war es auch eine Täuschung.“ Dodson steht auf. Durch die Tür weht der eiskalte Nachtwind herein.

Wortlos, fröstelnd streben die drei Gestalten mit raschen Schritten Alt-Nogales zu. Da und dort watet ein Betrunkener, dem der schmale Gehsteig nicht genügt, durch den Sand und Morast der Straße, die Fäuste tief in den Taschen, mit hochgestelltem Rockkragen und eingezogenem Kopf. Es ist beißend kalt. Aus einer Seitengasse biegt der Lichtkegel einer verspäteten Droschke ein, reißt für einen Augenblick ein paar schlafend hingeduckte, armselige Hütten aus dem Dunkel. Dann holpert sie weiter, über Sandhügel, durch Wassergräben, die flimmernde Stoplampe gleitet auf und nieder wie das Hecklicht eines Bootes bei grober See. Pfeifend treibt der Morgenwind Sandwolken durch die toten Gassen. Die Altstadt nimmt die drei nächtlichen Wanderer auf. Eng aneinandergedrückt marschieren sie, im gleichen Takt hallen ihre Schritte durch die ausgestorbenen Gassen. Da taumelt Vic, der zur Rechten Dodsons geht, von einem wuchtigen Rippenstoß getroffen, zur Seite. In demselben Augenblick blitzt ein Feuerstrahl aus einem dunklen Tor.

Fast gleichzeitig antwortet die Pistole in Dodsons Hand. Dann knickt er zusammen, hängt ohnmächtig in den Armen Franks. Mit einem Panthersprung ist Vic im Toreingang. „Policia!“ Er hört ein paar springende Schritte vor sich im Dunkel, stürzt nach, eine Stiege knarrt, er springt hoch, rennt mit der Stirne gegen ein hartes unsichtbares Etwas, kollert halb bewußtlos die Treppe hinab. Eine Blendlaterne leuchtet ihm ins Gesicht, eine harte Faust packt ihn und zieht ihn zurück auf die Straße.

Um den zusammengesunkenen Dodson steht eine kleine Gruppe Menschen, aus den Fenstern der Häuser schauen verschlafene Gesichter, die der Knall der Schüsse und das Geschrill der Trillerpfeifen aufgeschreckt hat. Frank eilt dem Freund entgegen. „Er lebt noch, ist sogar bei Bewußtsein. Ich habe nach einem Arzt und auf seinen Wunsch nach einem Anwalt gesandt. Du blutest ja an der Stirn.“ Der kleine Polizist läßt enttäuscht den Arm des vermeintlichen Mörders los und stürzt zurück in den Toreingang. Behutsam heben mitleidige Hände den Schwerverwundeten hoch und tragen ihn in das nächste Haus.

„Ein Transport Ihres Freundes in das Spital nach Arizona ist ausgeschlossen“, flüstert der Arzt nach einer eingehenden Untersuchung des Verwundeten den beiden Freunden zu. „Die Aorta ist verletzt, er wird den heutigen Vormittag nicht überleben.“

„Sie brauchen keine Geheimnisse zu machen, Doktor“, tönt die schwache Stimme Dodsons von seinem Lager, „ich weiß, wie es um mich steht. Ist der Anwalt schon hier?“

Ein kleines, dürres Männchen zwängt sich, eine Aktentasche unter dem Arm, durch die Leute an Johns Lager, die verschlafenen Augen hinter der mächtigen Hornbrille weit aufgerissen. „Avogado Ramon Garcia“, neigt er sich zum Ohr des Sterbenden. Auf ein paar geflüsterte Worte Dodsons ersucht er die Anwesenden, den Raum zu verlassen, nur Frank und Vic bleiben. Dann rückt er den Tisch nahe an das Bett, holt einen Bogen Papier aus der Tasche und nimmt die Füllfeder zur Hand.

„Bitte sprechen Sie ganz leise, ich verstehe Sie schon.“

„Ich, John Dodson“, kriechen die Worte aus dem Mund des Sterbenden, „geboren am 15. Januar 1876 zu Louisville, Texas, USA, ledig, kinderlos, ohne nähere Anverwandte, erkläre mit heutigem, 18. September 1926 —“

„. . . bei vollem Bewußtsein und geistiger Frische“, ergänzt in nüchternem Geschäftston der Advokat und läßt die Feder knirschend über das Papier gleiten.

„— folgendes“, fährt die Stimme, die immer ferner wird, fort. „Ich vermache meine Option DKZ Nr. 4316 auf ein Territorium bei Tantajuca im Staate Veracruz, Mexiko, gültig vom 2. Juni 1926 auf ein Jahr, den beiden Herren Frank Leßner und Victor Kroll zu gleichen Rechten. Genügt das, Señor?“

„Gewiß. Ich möchte nur noch in Ihren Paß, in die Abschrift des Vorkaufsrechtes und in die Quittung Einsicht nehmen.“

„Sie finden alles in der rechten Seitentasche meines Rockes in dem Wachstuchbeutel.“

Don Ramon übernimmt die kostbaren Dokumente, fliegt sie durch und nickt. „Alles in Ordnung. Darf ich nun die zwei Zeugen rufen, die die Echtheit Ihrer Unterschrift bestätigen?“

Dodson nickt. Der Advokat holt zwei Polizisten, drückt die Feder in die fahle zitternde Hand. Behutsam hebt Frank den Kopf Johns und mit dünnen fahrigen Zügen unterschreibt Dodson sein letzten Willen. Durch die lautlose Stille knirschen die schweren Federzüge der beiden Polizisten, der pompöse Schnörkel Don Ramons. Dann packt dieser das Testament und die anderen Dokumente zusammen, drückt noch flüchtig die Hand des Sterbenden und verschwindet mit einem beruhigenden: „In einigen Wochen ist alles geregelt.“

Die beiden Freunde sind allein mit dem Sterbenden. In wortloser Dankbarkeit legen sich zwei warme lebensvolle Hände auf die erkaltenden Finger. Eine einsame verschämte Träne rollt über Franks Wange. Dodson hat die Augen geschlossen, sein Atem wird schwerer und schwerer. Von draußen dringt anschwellend der Lärm der erwachenden Stadt in das Todesschweigen. Ein Sonnenstrahl verirrt sich ins Zimmer, läßt die tiefen Schatten um die Augen

des Sterbenden schmerzlich hervortreten. Dodson schlägt langsam die Augen auf.

„Wir danken Ihnen, John . . ."

„Nein, nein! Es ist ein gefährliches Geschenk, Freunde! Euer Erbe heißt Kampf, so wie mein ganzes Leben hieß. Die Kugel rollt weiter, nur habt ihr jetzt meinen Platz am Roulettetisch des Lebens eingenommen. Ich bin zufrieden mit mir." Ein leises Lächeln huscht über die fahlen Züge und leiht ihnen für Sekunden aufflackerndes Leben. Aber schon macht es einem tiefen Ernst Platz. „Hütet euch vor der Vulcan Petroleum Company. Sie hat die Kugel gelenkt, die . . ."

Hupengebrüll, Hufgeklapper, Gelächter und Geschrei dringen in das Zimmer, in dem ein Mensch stirbt. - —

Am nächsten Morgen sinkt ein Sarg in den Wüstenboden des Friedhofs von Nogales Sonora. Drei Menschen stehen erschüttert am Rand des Grabes. Frank, Vic und die weinende rundliche Mexikanerin, in deren Wohnung John Dodson gestorben ist.

3. Kapitel.

Grellrot zuckt die Lichtreklame auf, schreibt in flammenden Buchstaben ihr verheißungsvolles „Sweet girl Bar" über das leuchtend weiße Portal der vornehmsten Vergnügungsstätte von Nogales Sonora. Hinter der massiven hufeisenförmigen Bar-Theke mixt Vic Kroll mit Händen, Schultern und wippenden Beinen einen Manhattan Cocktail, läßt Frank Leßner mit zielsicherem Schwung einen Sherry Brandy nach dem andern über die halbe Länge der glattpolierten Fläche zu den Gästen gleiten.

„Die Treffsicherheit habt ihr wohl weiter oben bei „Vierzehn" und „Vierzehneinhalb" gelernt", lacht einer und fordert Vic auf, seine schon oft wiederholte Geschichte zu erzählen, über die ganz Nogales lacht.

„Frank, komm her! Wer hat den besten Whisky?"

„Die Vierzehnerbar hat den besten Whisky!" geht dieser auf den oft erprobten Scherz ein.

„Nein, du Schurke", brüllt der andere mit hochrotem Gesicht. „Vierzehneinhalb hat den besseren um das halbe Geld!" Schon fliegen die schneeweißen Barmixerschürzen in einen Winkel, wie zwei Kampfhähne stürzen sie aufeinander, Flüche und Fäuste sausen durch die Luft. Das Publikum klatscht rasenden Beifall.

„Sperrstunde!" ruft ein Gast dazwischen, der die Komödie schon etliche Mal mitgemacht hat. Sofort sinken die beiden Fäuste, Arm in Arm, ein Liedel pfeifend, marschieren die beiden von der „Bühne" ab.

„Als die zwei feindlichen Chefs von diesem Doppelleben erfuhren", erzählt der Gast weiter, sobald sich der Beifall gelegt hat, „flogen die beiden Freunde im weiten Bogen heraus und es war eine Überraschung, als sie am nächsten Abend Arm in Arm am ehemaligen Kriegsschauplatz vorbeigingen, um ihre neue Arbeit hier anzutreten."

Frank und Vic haben schon längst wieder ihre Schürzen umgebunden, die Eisstücke klappern in den Bechern, Glas nach Glas sanft über das glatte Mahagoniholz. —

Etwa drei Wochen später traten Frank und Vic durch die Tür der Kanzlei des Advokaten Ramon Garcia. „Nehmen Sie Platz, Señores! Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß die Umschreibung der Rechte auf Ihre Namen von Mexiko City eingetroffen ist. Hier sind die Belege, bitte um Ihre Unterschriften. Dann haben wir da noch", fuhr er so nebenbei fort, und rieb sich die mageren Hände, „eine kleine Rechnung zu erledigen. Überschreibegebühren, Stempelgebühren, Porto-, Reise- und sonstige Spesen insgesamt 3640 Pesos und 30 Centavos. 2890 Pesos sind aus der Verlassenschaft des Verblichenen gedeckt, es verbleibt also für Sie nur mehr die Kleinigkeit von 750 Pesos und 30 Centavos. Darf ich den Empfang bestätigen?"

Das Dollarbündel in Franks Hand wurde immer schütterer und schütterer. Drei einsame Fünfdollarnoten kehrten traurig in seinen Hosensack zurück.

„Tausend Dank, meine Herren! Hier sind Ihre Dokumente! Viel Glück!" Man wußte nicht recht, wünschte er den beiden Glück für die Zukunft oder beglückwünschte er sich selbst zu dem guten Geschäft.

„Heute ist aber ein flauer Betrieb", gähnt Frank und wischt immer wieder das Glas rein, an dem kein Stäubchen mehr zu finden ist.

„Sicher war drüben in Arizona wieder einmal eine Alkoholkontrolle und unsere sonstigen Gäste sitzen tief erschüttert bei Milch und Coca Cola", stimmt Vic zu, wirft einen vorsichtigen Blick auf den einzigen Gast, bückt sich unter die Theke und füllt einen gewöhnlichen mexikanischen Whisky in eine „Black and White"-Flasche.

„Ein feiner Blutsauger, der Señor Garcia!" springt Franks Gedankengang von dem blitzblanken Glas in sein Privatleben zurück, „der arme Dodson würde sich im Grab umdrehen, wenn er uns hier mit den Schriftstücken und ohne Geld sehen würde: Ein Papier, das vielleicht Millionen Dollar wert ist, im Sack, und nicht einmal das Fahrgeld nach Tampico."

Vic preßt gedankenvoll den Kork in den Hals der Originalflasche, glättet die weiße Blechkapsel darüber und stellt eine volle Flasche „echten" Black and White-Whisky auf den Bartisch. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als fest unser Geld zusammenzuhalten. Johns Freund in Los Angeles aufzusuchen wäre wohl auch dann zwecklos, wenn wir seinen Namen wüßten. Hauptsache ist, daß wir die Ablauffrist der Option nicht versäumen. Was wir in Tampico unternehmen werden, das wird sich ja von selbst ergeben. Zuerst müssen wir einmal hinkommen. Also sparen, sparen!"

Frank stellt endlich befriedigt sein Glas nieder und wirft einen Blick auf die Marmoruhr. „Gott sei Dank, es ist bald drei, heute werden wir doch hoffentlich pünktlich zusperren. Wegen des einen Gastes da hinten — Hallo, er steht schon auf!" Der einsame Trinker, der ein Glas Whisky nach dem anderen vertilgt hat, schlendert zum Tisch und klettert ein wenig mühsam auf einen der hohen Barstühle.

„Sie wünschen noch etwas zu trinken, mein Herr?"

„No!"

„Ja, was wünschen Sie denn", fragt Frank ein wenig ungeduldig.

Der Fremde beugt seinen kurzen Oberkörper über den breiten Bartisch, legt seine behaarten Finger um die Arme der beiden Barmixer und zieht sie näher zu sich heran. „Wollt ihr tausend Dollar verdienen?"

Die beiden werfen sich einen verständnisvollen Blick zu. „No, no", schüttelt der sonderbare Fremde den Kopf, „ich bin vollkommen nüchtern."

Ein wenig unsicher geworden, aber immer noch zweifelnd starren die beiden in das schwammige Gesicht unter den schwarzen, öligen Haaren. „Wie lange soll die Sache dauern?"

„Drei Wochen."

Vic löst seinen Arm aus der Umklammerung, schließt die Rollbalken, verlöscht die Frontlichter und kommt zurück. „Also, Mr. . . ., what's your name?"

„Jim Ashly aus Chikago."

„Also, Mr. Ashly, womit können wir uns die tausend Dollar verdienen?"

Frank schenkt drei Gläser voll und ladet Ashly ein, Platz zu nehmen. „Ich handle im Auftrag eines reichen Chinesen in Chikago, der vier Verwandte aus China nach den Staaten bringen will. Ihr wißt ja wohl Bescheid über die Einwanderungsgesetze in den Staaten?"

Vic zieht die Brauen hoch und pfeift durch die Zähne. Freilich wissen sie Bescheid. Die Grenze der Staaten gegen Mexiko ist sozusagen ein ständiges Kriegsgebiet. Berittene Patrouillen bewachen sie Tag und Nacht, Flugzeuge durchsuchen die öden Wüstenstriche; die wenigen Verkehrsadern, die von Mexiko nach Norden führen, werden ständig von schnellen gepanzerten Autos befahren, die mit überhellen Scheinwerfern, Radiosendern und Empfängern ausgerüstet sind. Das Hauptquartier dieser Armee, die die USA gegen den Schmuggel von Rauschgiften, Alkohol und unerwünschten Ausländern aufbietet, hat seinen Sitz in El Paso, Texas. Östlich El Pasos bildet der Rio Grande del Norte eine verhältnismäßig noch leicht zu überwachende Grenzlinie. Aber gegen Westen verläuft sie durch die Kakteenwüsten Chihuahuas und die glühenden Steinhalden Sonoras. Hier ist

das Einfallstor unerwünschter Einwanderer, gegen die sich Amerika durch das strenge Quotengesetz 1926 zu schützen sucht, das eine Einwanderung von Chinesen und Japanern fast ausnahmslos untersagt.

Dieses Gesetz war der Geburtstag eines neuen einträglichen, aber auch recht gefährlichen Berufes an der Grenze, der sich bald zu einer weitverzweigten Organisation entwickelte. Ehe sein Schiff Mexiko anläuft, weiß der farbige Einwanderer bereits, an wen er sich in der Hafenstadt zu wenden hat, und ist von diesem Moment an nur mehr ein Stück Ware in den Händen oft skrupelloser Banden und Einzelgänger. Schwere Kerkerstrafen drohen sowohl dem ertappten Unerwünschten, wie auch dem Schmuggler; häufig kommt es auch zu heftigen Feuerkämpfen und Tote auf beiden Seiten sind nichts Seltenes. —

„Nun?" Aus den schmalen Schlitzen zwischen den dicken Augenlidern und den verquollenen Tränensäcken springt der stechende, fragende Blick des Schmugglers von einem zum andern.

„Tausend Dollar für jeden und Spesen extra?" fragt Frank schon halb gewonnen.

„Abgemacht!" Eine dicke schwitzende Tatze legt sich auf den Tisch.

„Wir müssen, Vic!" zischt Frank dem bedächtigeren Freund zu. „Bedenke, in einem Monat sind wir in Tampico!" und die dicke Tatze schließt sich um die Hand Franks, um die Hand Vics, der Handel ist abgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Bartets 75 Jahre alt.

Dithmarscher Bauer wird völkischer Kulturpolitiker.

In seiner Wahlheimat Weimar beging der Dithmarsche Dichter **Adolf Bartels** am 15. November seinen 75. Geburtstag.

„Wenn ich mein Lebenswerk überschau, denk ich, es ward doch ein stattlicher Bau." So hat **Adolf Bartels** bereits vor einigen Jahren seine Lebensbilanz gezogen. Eine gütige Fügung vergönnt es ihm, noch weiter zu wirken an seinem Lebenswerk.

Adolf Bartels hat es stets für eine besondere Verpflichtung gehalten, daß er in **Wesselburen** geboren wurde, denn dadurch teilt er mit Friedrich Hebbel die gemeinsame Heimat. Bartels hat das Vermächtnis Hebbels nicht nur erfüllt, sondern auch weitergeführt, denn er ist nicht nur ein Dichter und Schriftsteller, sondern auch ein Literatur-Geschichtsschreiber und Kulturpolitiker im besten und tiefsten Sinn der heutigen Anschauung. Mit Recht hat Rainer Schlösser darauf verwiesen, daß gerade diese Seite seines Schaffens nicht stark genug unterstrichen werden kann, weil Bartels als Dichter Dichtern gegenübersteht und seine kritische Fähigkeit auf dichterischen Erkenntnissen beruht.

Es erübrigt sich eine trockene Biographie mit vielen Buchtiteln und Namen zu geben. Zwei Taten haben ihm einen besonderen Vorzugsplatz in der deutschen Kultur gesichert. Die vor dreißig Jahren erfolgte Gründung der **Weimarer Schiller-Festspiele für die deutsche Jugend** und die Grundsteinlegung zu einer **völkisch gerichteten Literatur-Geschichtsschreibung**. Mehr als ein Menschenalter hat er dazu verwandt. Im Jahre 1901 erschien der erste Band, 1928 der dritte. Die Literaturgeschichte selbst erlebte eine Reihe von Auflagen. Bartels hat weiter eine Chronik des Weimarer Hoftheaters geschrieben, Eckmanns Gespräche mit Goethe und vor allem Hebbels Werke neu herausgegeben, die er in den Mittelpunkt des von ihm so bezeichneten „Silbernen Zeitalters der deutschen Dichtung" stellte. Auf seine Abstammung aus altem dithmarschen Bauernstamm ist er von je mit Recht besonders stolz gewesen. Seine kulturgeschichtliche Studie „**Der Bauer in der deutschen Vergangenheit**" ergänzt seinen Geschichtsroman „**Die Dithmarscher**" und sein „**Luther-Drama**" auf eine Weise, für die der Deutsche unserer Tage mehr Verständnis besitzt, als die Zeitgenossen an der Jahrhundertwende.

Daß Adolf Bartels ursprünglich dem Journalismus angehörte, durch den er zeitweilig zu der berühmten Frankfurter „Didaskalia" und später für einige Zeit auch zum „Kunstwart" geführt wurde, verdient besondere Unterstreichung, weil seinem kampferfüllten Leben etwas gefehlt haben würde, wenn der Kämpfer nicht auch diese Seiten des deutschen Schriftstellertums kennengelernt hätte. Bartels war eine **Kampfnatur**, die keine Zugeständnisse kannte. Das hat ihm in der Vergangenheit schwere Anfeindungen zugezogen, gegen die er sich jedoch immer mannhaft zur Wehr setzte. Der letzte Großherzog von Weimar ernannte ihn zum Professor, das Dritte Reich zeichnete ihn durch die Verleihung des Silbernen Adlerschildes aus. Zwischen beiden Ehrungen liegen vier Jahrzehnte geistigen Pioniertums. Adolf Bartels ist glücklich zu preisen, daß er an seinem 75. Geburtstag die Erfüllung seiner Hoffnungen und Forderungen wirklich erlebt.

Ritter von Gluck.

Zum 150. Todestage des großen Komponisten.

Von Franz Heinrich Pohl.

In der im Jahre 1809, also zweiundzwanzig Jahre nach dem Tode des Meisters, geschriebenen Erzählung E. Th. A. Hoffmanns „**Ritter von Gluck**" findet der leidenschaftliche Musiker im Grabe keine Ruhe und kehrt als Geist auf die Erde zurück, um seine Musik zu hören. Der phantastische Dichter erzählt, wie Gluck im Gartenlokal bei der Kapelle die Ouvertüre zur Oper „Iphigenie in Aulis" bestellt, wie er ihn ein andermal vor dem Opernhaus antrifft, aus dem Klänge der „Armida" ertönen, und wie er ihn schließlich in sein altertümliches Arbeitszimmer begleitet, um dort den Meister höchst ausdrucksvoll eigene Kompositionen spielen zu hören. Als ein Sklave der Musik ruft Gluck schließlich aus: „Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?" Hoffmann, selbst ein ausgezeichneter Musiker, hat zweifellos nicht nur oft Glucksche Opern gehört, sondern auch bei älteren Musikfreunden die Erinnerung an den gefeierten Meister lebendig gefunden. Darum konnte er ihn so trefflich schildern, daß wir die Persönlichkeit Glucks aus der Erzählung Hoffmanns fast besser kennen lernen als aus einer weitschweifigen Biographie.

Christoph Willibald Glucks musikalische Laufbahn war — ein seltener Fall! — von Beginn an vom Glück begünstigt. Am 2. Juli 1714 in **Erasbach** in der Oberpfalz als Sohn eines gutgestellten Forstmeisters geboren, der mit seiner Familie drei Jahre später nach Böhmen verzog, genoß Gluck schon als Kind außergewöhnlich guten Schul- und Musikunterricht. Noch heute wird in Komotau die Orgel gezeigt, die Gluck als Sechzehnjähriger gespielt hat. Als **Student in Prag** legte Gluck nicht nur den Grund zur Beherrschung der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, sondern lernte neben Klavier und Orgel noch Geige und Violoncello spielen und ließ seine Stimme ausbilden.

Vom Jahre 1736 an, in dem Gluck Kammermusikus beim Fürsten Lobkowitz wurde, ist sein Lebensweg mit Fürstenhöfen verbunden. Das ist auch ganz erklärlich, da bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Pflege der Musik in der Hauptsache eine Angelegenheit geistlicher und weltlicher Fürsten war. Schon ein Jahr später kam Gluck mit dem Fürsten Melzi nach **Mailand**, in das Land, das damals das eigentliche Ursprungsland der Musik und der Musiker war. Eine andere Oper als die italienische gab es nicht!

Während seines fünf Jahre dauernden Aufenthalts in Mailand schrieb Gluck **zehn italienische Opern**, zu denen Metastasio, der bedeutendste Textdichter seiner Zeit, die Libretti lieferte. Die Opern, die mit den besten italienischen Kräften aufgeführt wurden, behandeln Stoffe aus der persischen und griechischen Geschichte und der antiken Mythologie und sind nur noch in Bruchstücken erhalten. Aber auch aus den einzelnen noch vorhandenen Arien läßt sich die Genialität des Komponisten erkennen. Der junge deutsche Maestro erntete Triumphe in Italien wie vor ihm kein deutscher Musiker.

Im Jahre 1745 gab Gluck ein Gastspiel in **London**, wo er eigene Opern aufführte und dirigierte oder auf der „Glasharmonika" spielte, „auf 26 Trinkgläsern, durch Wasser gestimmt und vom Orchester begleitet, einem neuen Instrument seiner eigenen Erfindung, auf dem er alles ausführt,

was auf einer Violine oder dem Klavier geleistet werden kann". So lautete ein zeitgenössischer Bericht.

Über Hamburg und Dresden kam Gluck im Jahre 1747, in dem sein Vater starb, nach **Wien**, wo er heiratete und mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode verblieb. Für den glänzenden Wiener Hof, später auch für Versailles, schrieb Gluck, der geadelt und mit Ehren überhäuft wurde, Opern vor allem zur Verschönerung der höfischen Feste.

Schuf Gluck in Wien zunächst noch im schablonenhaften italienischen Stil, so kündete sich schon in seinen heiteren graziösen Opern in französischer Sprache, die wundervoll die Rokoko-Zeit widerspiegeln, eine Wandlung an. Ganz neue Töne schlug der Meister jedoch mit „**Orpheus und Eurydice**" (1762) an. Der herrliche Abschiedsgesang Orpheus' „Ach, ich habe sie verloren!" gelangt auch heute noch im Konzertsaal zum Vortrag. Eigentlich das erste große revolutionäre Werk ist aber „**Alceste**" (1767), ein Werk von erhabener Größe und Einfachheit, mit dem Gluck eine **deutsche Oper** schuf, nachdem er dreißig Jahre seines Lebens, wie er selbst sagte, „an zahllose Opern italienischer Manier" verschwendet hatte.

Der Widerstand der Musikkreise, der sich schon bei „Alceste" bemerkbar gemacht hatte, verstärkte sich bei der in Paris in der Großen Oper uraufgeführten „**Iphigenie in Aulis**" des sechzigjährigen Meisters. Die Streitfrage „deutsche oder italienische Oper?" führte zu dem in der Musikgeschichte berühmten Streit der Gluckisten und Piccinisten. Dabei ist bemerkenswert, daß Gluck und **Piccini**, ein italienischer Komponist, der den Gegnern den Namen gab, einander trotz ihrer Rivalität nicht feindlich gesinnt waren, sondern sich durchaus wertschätzten. Sieger blieben die Gluckisten. Mit seinem nächsten Werk, der 1777 geschriebenen Zauberoper „**Armida**", erntete Gluck wieder reichen Beifall in Paris, jedoch wurde sein letztes großes Meisterwerk, die „**Iphigenie auf Tauris**" (1778) — neben der anderen Iphigenienoper — am meisten in Deutschland verstanden und bewundert. Auch Schiller begeisterte sich an der „heiligen Musik dieses weihevollen Werks".

In seinen letzten Lebensjahren plante Gluck eine Oper nach Klopstocks „**Hermannsschlacht**". Wiederholte Schlaganfälle verhinderten den Meister, dieses Werk, das eine deutsche Nationaloper hätte werden können, fertigzustellen. Glucks letzte Komposition — die einzige Kirchenmusik, die er geschrieben hat — ist ein „**De Profundis**", das bei seinem Begräbnis uraufgeführt wurde.

Der Ritter von Gluck, wie er als Ritter des Ordens vom Goldenen Sporn genannt wurde, war eine zielbewußte, kraftvolle Persönlichkeit, stets gewählt gekleidet, den Degen an der Seite, liebenswürdig im Umgang, aber ein Tyrann als Dirigent, der doch wegen seiner Genialität von den Musikern begeistert verehrt wurde. Mit größter Sorgfalt bereitete er seine Opern vor, die er fertig im Kopf hatte, wenn er sie niederschrieb. Er war von seiner Musik so besessen, daß er beim Komponieren der Opern nächtelang nicht schlafen konnte, und, wie er selbst sagte, „fast wahnsinnig" darüber wurde. Ist auch die Mehrzahl seiner Werke weiteren Kreisen unbekannt, so rechnen doch die Opern des gereiften Meisters, der ein Bahnbrecher auf dem Gebiet der deutschen Oper war, zu unseren köstlichsten Musikschätzen. Immer wieder erfreuen noch heute die eine oder andere der Opern, ihre Ouvertüren oder Arien durch ihre großartige, leidenschaftliche Musik, die glänzende Instrumentierung die Musikfreunde.

„Unter-Wasser-Radium" das beste!

In Meerestiefen bis zu 5000 Metern zwischen Neufundland und der Westküste von Irland haben amerikanische Tiefseeforscher starke Radiumvorkommen festgestellt.

Es sind gerade drei Jahre verflossen, daß in **Point Labine** (Kanada) eine Radiumstadt entstanden ist. Binnen kürzester Zeit gelang es, die Radiumförderung aus Pechblende so zu beschleunigen, daß monatlich etwa vier Gramm Radium gewonnen wurden. Das war bereits ein Gramm mehr als die monatliche Ausbeute bei **Katanga** in Belgisch-Kongo, wo 1922 äußerst uranreiche Lager von Pechblende entdeckt worden waren. Damit war das Monopol der USA, das bis dahin beinahe vier Fünftel der Welterzeugung beliefert hatte, gebrochen. Die meisten amerikanischen Radiumfabriken stellten während der letzten zehn Jahre überhaupt ihre Erzeugung ein.

Es scheint aber, daß sich die USA mit der Verdrängung vom Radiummarkt nicht so ohne weiteres geschlagen erklären wollen. Sie haben überall **Bohrungen** anstellen lassen, und zwar interessanterweise nicht nur **auf dem Lande**, sondern auch **unter dem Wasser**, aus der Erkenntnis heraus, daß in vielen Binnengewässern, ganz besonders jedoch im Meerwasser, geringe Mengen von Radium vorhanden sind. Aus der Erwägung heraus, daß der Radiumgehalt der Gewässer möglicherweise mit dem Grund zusammenhängt, über den sie fließen oder gelagert sind, hat nunmehr der Tiefseeforscher Charles Snowden **Piggot** vom Carnegie-Institut in Washington zwischen Neufundland und der Westküste von Irland Anbohrungen des Meeresgrundes vorgenommen, die geradezu erstaunliche Ergebnisse zeitigten.

Piggot hat aus einer Tiefe bis zu 5000 Metern Bohrkerne aus dem Meeresgrund hervorgeholt, die zum Teil bis zu drei Metern lang waren. Da sie einen Durchschnitt durch die verschiedenen Schichten der Bodenablagerungen gaben, vermittelten sie ein ausgezeichnetes Bild von der Entwicklungsgeschichte des Ozeans. Weiter hat Piggot Tierskelette gefunden, deren Träger vor vielen Tausenden, wenn nicht gar vor Millionen Jahren gelebt haben. Schließlich förderten die Bohrer Steine, Sand und Mineralien herauf, die ebenfalls seit Jahrmillionen auf dem Grunde des Meeres gelegen haben müssen.

Besonders wichtig war jedoch das Untersuchungsergebnis hinsichtlich der Mineralien. Außer Eisen, Kupfer, Zinn, Mangan, Selen, Gold, Fluor und Chlor wurde vor allem auch **Radium** gefunden. Es stellte sich sogar heraus, daß die Ablagerungen unter dem Ozean **viel stärker radiumhaltig** sind, als alle Radiumlagerstätten, die man bisher auf dem festen Lande, vor allem in Amerika und Afrika, entdeckt hat. Piggot hat weiter festgestellt, **daß der Radiumgehalt mit der Entfernung von der Küste und mit zunehmender Ozeantiefe wächst.** Wenn weitere Untersuchungen ergeben sollten, daß der Radiumgehalt, den Piggot bei seinen Teilforschungen feststellte, in größeren Teilen des Ozeans in dem gleichen Maße vorhanden ist, könnten möglicherweise ungeheure Mengen an Radiumenergien aufgespeichert sein, die vielleicht nutzbringend gemacht werden können. Freilich würde die Kostenfrage eine besondere Rolle dabei spielen; denn es liegt auf der Hand, daß nur eine Unzahl von Bohrern die genügenden Mengen von Radiumhaltiger Uranblende an die Oberfläche bringen könnte, um einen Monatsertrag von mehr als vier Gramm zu sichern. Die **Radiumpreise** selbst sind immer noch außerordentlich hoch. Ihren höchsten Stand erreichten sie im Jahre 1914 mit 700 Mark für ein Milligramm. 1927 waren es nur noch 270 Mark. Seitdem hat sich der Preis noch etwas verringert.



Er will sein Seegras loswerden!



„Ich las, daß die Zigarettenfabriken Schwierigkeiten haben, Rohmaterialien anzuschaffen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.